

Was man beim Lesen des Johannesevangeliums wissen sollte

Stefan Schreiber

Wer die Evangelien nach Markus, Matthäus und Lukas kennt, betritt mit dem Johannesevangelium eine andere Erzählwelt. Das beginnt schon mit dem Prolog (Joh 1,1-18), einem eher abstrakten Hymnus, der die Begegnung des himmlischen, ganz bei Gott existierenden „Logos“ - des „Wortes“, das an die jüdische Weisheit erinnert - mit der Menschenwelt darstellt und in der Menschwerdung des Logos gipfelt. Damit wird bereits ganz am Anfang der Jesus-Geschichte die Herkunft Jesu von Gott als Leseschlüssel angeboten. Am Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu steht die Tempelaktion in Jerusalem (2,13-22), die bei den Synoptikern erst am Ende des Weges Jesu stattfindet. Jesus stellt die Heilsfunktion des Tempels in Frage - um sie in seiner Verkündigung und seinem Wirken nun selbst zu übernehmen.

Von den jüdischen Zeitgenossen musste dies als Provokation verstanden werden, und so verwundert es nicht, dass sich die Konflikte Jesu mit „den Juden“ durch das ganze Johannesevangelium bis zu Jesu Tod hindurchziehen. Die Formulierung „die Juden“ fällt auf, sind doch Jesus und seine Schüler selbst Juden: „Die Juden“ sind also die anderen Juden, die Jesus und seine Schüler, die

ihm nachfolgen, ablehnen. Dabei scheint hinter dem Text die Lebenssituation der Gruppe, für die das Johannesevangelium geschrieben ist, durch. Sie erfährt als Reaktion auf ihr Bekenntnis zu Jesus als Messias und Sohn Gottes von Seiten ihrer jüdischen Synagogengemeinschaft Kritik, Ablehnung und scharfe Ausgrenzung. Mehrmals ist sogar vom Synagogenaustritt die Rede (9,22; 12,42; 16,2). Diese Erfahrung weckt Zweifel und Ängste in der Gemeinde, die sich selbst noch als Gruppe von Jüdinnen und Juden versteht - aber in Jesus einen neuen Zugang zum Gott Israels gefunden hat. In der Diskussion mit anderen Juden entscheidet sich alles an der Frage: Kommt Jesus von Gott? Ist er der endzeitliche Offenbarer und Heilbringer Gottes? Empirische Beweise dafür gibt es nicht, auch die Wunder Jesu sind nur „Zeichen“, die man deuten muss. Daher muss sich Jesus selbst offenbaren - er hält bei Johannes lange Offenbarungsreden. Nur das Hören und Annehmen des Wortes führt zur Beziehung mit Jesus, zum Glauben.

Bereits der Prolog macht unmissverständlich deutlich, wie einzigartig nahe der Logos bei Gott war, und dieser Logos wird in Jesus Mensch. Jesus

ist der Ort der Präsenz Gottes! Die Nähe Gottes bleibt weiterhin in ihm wirksam. Der Logos, der selbst bereits bei der Schöpfung mitwirkte (1,3-5.10), kennt Gottes Absicht mit seiner Schöpfung wie kein anderer und kann sie als Mensch authentisch vermitteln. Er lässt die Tora des Mose in neuem Licht erscheinen. Seine Auslegung führt zu einem gelungenen Leben mit Gott.

Charakteristisch für Jesu Selbstoffenbarung im Johannesevangelium sind die sogenannten „Ich bin-Worte“: Ich bin das Brot des Lebens (6,35), das Licht der Welt (8,12), die Tür zu den Schafen und der gute Hirte (10,7.11), die Auferstehung und das Leben (11,25), der Weg, die Wahrheit und das Leben (14,6). Die Ich bin-Worte laden ein zur Meditation über das Wesen Jesu als des einzigartigen Offenbarers Gottes und seine Heilsbedeutung. Ihm Vertrauen zu schenken und nachzufolgen, ist das Ziel. Das Bekenntnis des Thomas zum erweckten Jesus stellt einen Höhepunkt dar: „Mein Herr und mein Gott!“ (20,28). Nur das Zeugnis von Jesus und die persönliche Begegnung mit ihm können diesen Glauben wachsen lassen.

Einfach ist dies nicht. Hätte Jesus sich

politisch durchgesetzt, als Messias die Herrschaft über Israel und die Welt angetreten, könnte man leicht alles auf eine - seine - Karte setzen. Aber Jesus starb am Kreuz. Für viele Zeitgenossen des Johannes demaskiert das Kreuz Jesus als Hochstapler, als völlig von Gott Verlassenen. Johannes will tiefer sehen: Für ihn fallen Kreuz und Erhöhung Jesu zu Gott zusammen, er versteht den Tod Jesu als Heilsereignis (12,27-33; 19,30; 20,17.22f). Gerade in seinem Sterben lebt Jesus seine Liebe zu den Seinen: „Eine größere Liebe hat niemand als die, dass einer sein Leben gibt für seine Freunde“ (15,13). In Jesus spiegelt sich Gottes Liebe. Durch den Liebestod Jesu sind die Seinen unwiderruflich Freunde Gottes.

Johannes sieht das Wesen der Gemeinde, der Kirche darin, dass sie in gegenseitiger Liebe die Liebe Jesu weiterlebt. Vorbild ist Jesus selbst. Unmittelbar vor seinem Sterben, dort, wo die Synoptiker Jesu letztes Mahl erzählen, steht bei Johannes die symbolische Handlung der Fußwaschung (Joh 13). Sie demonstriert Jesu Liebe zu den Seinen und begründet die daraus resultierende Liebe der Schüler untereinander. Es ist kein Zufall, dass bei Johannes (und nur bei ihm!) der „Schüler, den Jesus

liebte“, ab 13,23 als Garant der Jesus-Tradition auftritt. Nur in der Haltung der Liebe kann die Tradition authentisch vermittelt werden.

Das Johannesevangelium fordert von seinen Hörerinnen und Hörern eine Entscheidung. Der Anspruch, den Jesus als Offenbarer Gottes erhebt, ist hoch. Folge ich ihm oder wende ich mich von ihm ab? Die Schüler selbst liefern die Rollenmodelle für diese Möglichkeiten. Auf Jesu Rede vom Lebensbrot hin wenden sich viele seiner Schüler ab und nur wenige, verkörpert in den „Zwölf“, haben erkannt: „Du hast Worte ewigen Lebens, und wir haben vertraut und erkannt, dass du der Heilige Gottes bist“ (6,68).

Die tiefste, innigste Gemeinschaft mit Jesus, der am Kreuz gestorben ist - metaphorisch gesprochen: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm“ (6,56) - bedeutet zugleich ewiges Leben, eine Gemeinschaft mit Jesus, die auch im Tod nicht endet (6,53-58).